

LEITARTIKEL: THOMAS SPANG ÜBER DEN BEVORSTEHENDEN WECHSEL IM WEISSEN HAUS

Die Krise der Gegenwart in Zuversicht überführen

Wenn Barack Obama am Dienstag auf den Stufen vor dem Westflügel des Capitols steht, kann er von hier aus das Lincoln-Denkmal sehen. Ein Monument, das die Nation dem Präsidenten gesetzt hat, der die Sklaven befreite und die USA nach einem blutigen Bürgerkrieg zusammenbrachte. Genau deshalb wählte Martin Luther King diesen Ort als Kulisse für seine historische «I have a dream»-Rede. 100 Jahre nach der Emanzipationserklärung erinnerte King die Amerikaner an den uneingelösten Scheck.

Obama knüpfte im Wahlkampf an diese Traditionslinien an. In seiner mit hohen Erwartungen verbundenen Rede zur Amtseinführung wird er gewiss eine Brücke über die Jahrhunderte schlagen. Wobei er gut darauf verzichten kann, das Offenkundige auszusprechen. Wie Franklin D. Roosevelt seine Behinderung nicht

hervorheben musste und John F. Kennedy kein Aufsehen darum machte, als erster Katholik ins Weisse Haus zu ziehen, spricht der Moment, in dem Obama als erster schwarzer Präsident kurz vor Mittag die Hand auf die historische Lincoln-Bibel legt, für sich. Hervorgehoben und verstärkt durch den Prachtbau im Hintergrund, den Sklaven errichteten.

Obamas ureigene Aufgabe besteht darin, das Befinden der Gegenwart einzufangen und den richtigen Ton für die Jetzt-Zeit zu setzen. Ein Moment in der Geschichte, der von grossen Unsicherheiten und Hoffnungen zugleich geprägt wird. In den USA und rund um den Erdball. Denn auf den 44. US-Präsidenten wartet ein Erbe, das er unmöglich alleine bewältigen kann. Er braucht dafür die Unterstützung seiner Landsleute, aber auch der Freunde Amerikas in der Welt. Nur im Geist neuer Gemeinsamkeit

lassen sich die tiefste Wirtschaftskrise seit der Grossen Depression überwinden und die längsten Kriege seit dem Zweiten Weltkrieg beenden. Ganz zu schweigen von den Herausforderungen, die der Klimawandel, das fehlende allgemeine Gesundheitssystem und der Wiederaufbau der maroden Infrastruktur den USA bringen.

Obama kommt nicht daran vorbei, diese Probleme offen anzusprechen. Aber er darf es nicht dabei belassen. Die Kunst besteht darin, die Krise der Gegenwart in Zuversicht zu überführen. Wie es Roosevelt bei seiner Amtseinführung gelang, als er seinen Landsleuten im Angesicht von 40 Prozent Arbeitslosigkeit einimpfte, Furcht sei das einzige was sie zu fürchten hätten.

In ihrer Geschichte haben die USA immer wieder eine erstaunliche Fähigkeit zur Erneuerung unter Beweis

gestellt. So auch im zurückliegenden Wahlkampf, der so ziemlich alle Gewissheiten über Bord warf: Dass die weisse Mehrheit der Amerikaner niemals für einen schwarzen Präsidenten stimmt, die Erfahrung einer First Lady oder eines Kriegshelden die Unbelecktheit eines Jung-Senators aussticht, die Landbevölkerung Probleme mit einem Grosstadt-Kandidaten hat, Arbeiter keine Professoren wählen oder Kandidaten stets verlieren, die auf Schüler und Studenten setzen.

Der Sohn eines Kenianers und einer Weissen aus Kansas strafte diese Weisheiten Lügen. Er verkörpert den Aufbruch einer neuen Generation, die sich als Nachbarn im globalen Dorf begreifen. Die um die Jahrtausendwende ins Wahlalter gekommenen Amerikaner betrachten den Staat nicht als Grund allen Übels, sondern als Verbündeten. Und sie wollen die ideologischen Grabenkriege beenden,

die während der Amtszeiten George W. Bushs und Bill Clintons so unerbittlich ausgefochten wurden.

Selbst wenn sein Aufstieg an die Spitze des Supermacht wie ein Wunder scheint, bleibt Obama ein Präsident aus Fleisch und Blut. Kein Supermann, der die Krise der Weltwirtschaft über Nacht beendet. Kein Heilsbringer, der Israelis und Araber zu besten Freunden macht. Kein Hellsheer, der immer die richtigen Weichen stellt. Er tut deshalb gut daran, in seiner Rede zur Amtseinführung Erwartungsmanagement zu betreiben. Dennoch ist dies nicht der Moment für Skepsis. Freuen wir uns über die Rückkehr des Amerikas, dessen universales Versprechen Lincoln, King und Roosevelt für so viele Menschen verkörperten. Good luck, Mr. Präsident!

THOMAS SPANG

lausland@dienordostschweiz.ch



LOMO

VON JOHANNES BINOTTO



Made in China

Bei der Wahl ihrer Geschenke hat die Schweizer Politik nicht immer ein sicheres Händchen. So wurde einst dem US-Präsidenten und Zigarrenliebhaber Bill Clinton eine Schachtel mit Havanna-Stumpfen überreicht. An das seit 1962 geltenden Handelsembargo der USA gegen Kuba hatten die helvetischen Magistraten offenbar nicht gedacht – vor allem nicht, dass sich darum der Präsident strafbar machen würde, wenn er die Zigarren mit nach Hause nähme. Man sollte halt doch bei den althergebrachten, landestypischen Geschenken bleiben. Im Falle der Schweiz demnach: Schokolade und Uhren.

Doch auch bei diesen sicheren Werten hat sich einer lächerlich gemacht: Zürichs Stadtpräsident Elmar Ledergerber schenkt offiziellen Gästen eine Uhr mit dem Stadtpanorama drauf. Aber das gutschweizerische Souvenir wird in China hergestellt – wovon in der gleichen Fabrik, aus der Ulrich Giezendanners Rolex-Kopie stammte. Doch während man sich über dessen Handgelenkschrott schweizweit ernervieren durfte, sieht der Zürcher Stapi die eigene Billiguhr-Einfuhr nicht so eng: Schliesslich sei auch bei einer Schweizer Uhr die Hälfte aus dem Ausland. Die Argumentation von einem Sozialdemokraten zu vernehmen, erstaunt: die Unterstellung, auch wenn bereits «Schweiz» draufstehe, bleibe es halt doch ausländisch hört man sonst nur von Rechtspopulisten, die sich gegen Einbürgerungen stemmen.

Ich frage mich derweil, ob auch der beknackte Slogan «Wir leben Zürich» in China hergestellt wurde – vielleicht ist die sprachlich-schiefe Konstruktion ja einfach nur einem Übersetzungsfehler geschuldet. Wenn man aber schon die Imagepflege in die Volksrepublik auslagert, warum nicht gleich auch den Job des Stadtpräsidenten? Jedenfalls äussern sich die Kandidaten für das Amt in den jüngsten Podiumsgesprächen derart stereotyp, dass man annehmen könnte, sie seien in einer chinesischen Kopierfabrik hergestellt worden.

Briefe schreiben: Mehr als nur ein Vorsatz?

Dieses Jahr lag eindeutig weniger Weihnachtspost im Briefkasten als im letzten. Nein, ich bin weder gekränkt noch erstaunt. Jedes Kind weiss, dass wer Post erhalten will, auch solche verschicken muss. Doch Serienkarten mit dem banalen Spruch «Frohe Weihnachten und ein glückliches neues Jahr» machen gar nicht wirklich froh, sind weder ein Zeichen von Originalität noch von Herzenswärme. Kreativität ist also gefragt. Schon im November drehe ich allerlei Ideen im Kopf herum, welche Sprachspielereien oder Gedankensplitter ich Kunden und Bekannten zum Jahresende senden könnte. Dann wende ich mich den Alltagsgeschäften zu, versuche, Erkältungs- und Grippewellen auszuweichen (was nicht immer ganz klappt), und jongliere mit Texten und Terminen. An die Neujahrskarten erinnere ich mich erst wieder, wenn das Jahr fast vorbei ist und alle geistreichen, sprich aufwendigen Konzepte für eine zum Zeitgeschehen passende Neujahrskarte nicht mehr realisierbar sind. Zuletzt bleibt nur die Möglich-

keit, auf altmodische Weise zu kommunizieren: während der Festtagszeit persönliche Briefe zu schreiben.

Ist doch ein schöner Gedanke, bei Kerzenschein und Kräutertee auf dem Papier Rückschau zu halten und für jeden Empfänger die passenden Worte zu finden. Solch persönliche Zeilen sind wie kleine Geschenke, die Einblick geben in unsere Gedanken- und Gefühlswelt und Beziehungen vertiefen. Man denke nur an die gehaltvollen und tief sinnigen Briefwechsel von Berühmtheiten, die dann in Buchform nachzulesen sind! Na ja, Ende Dezember hatte ich erst zwei Briefe und von literarischer Qualität waren sie auch nicht.

Leider nehmen wir uns zu wenig Zeit für private Korrespondenzen. Oder hat es uns gar ein bisschen die Sprache verschlagen ob der weltweiten

Krisenstimmung? Ist man plötzlich verunsichert, was man einander sagen, wünschen oder berichten soll? Was heisst schon Glück? Um nicht ganz wortlos von einem Jahr ins nächste zu kippen, tippt man kurz vor Jahresende noch eine paar Grüsse oder einen mehr oder weniger sinnigen Spruch in den Computer und verbreitet das per E-Mail oder schickt ein SMS an Silvester. Das ist sowieso günstiger als die Briefporti.

Geschickte Anbieter haben sich im Internet unsere Schreibabstinenten zu-

nutze gemacht: Elektronische Grusskarten sind zu jedem Anlass, von der Gratulation zur bestandenen Fahrprüfung bis zu den Neujahrswünschen, vorfabriziert verfügbar. Dass sie meist ein bisschen kitschig sind, zuweilen sogar arg, spielt keine Rolle. Das Tempo der Übermittlung bestimmt jetzt Form und Inhalt der Kommunikation. Statt treffenden Worten reichen ein paar saloppe Abkürzungen.

Vielleicht müssen die gut gemeinten Wünsche so rasch verschickt werden, weil sich sonst Glück und Erfolg schon wieder verabschiedet haben, bevor sie beim Empfänger angekommen sind. Hat die Schweiz darum in der Silvesternacht einen Rekord an SMS-Sendungen verzeichnet? Weil man einander schnell und direkt einen zuversichtlichen Gedanken mitteilen wollte, bevor einen die Realität eines Besseren belehrte? Der von Hand geschriebene Brief mit den sorgsam ausgewählten Worten wäre möglicherweise zu lange unterwegs von einem Briefkasten zum anderen.

TRIBÜNE

ELISABETH MOSER
ÜBER KOMMUNIKATION

Inhaberin einer Schreibwerkstatt,
wohnt in Winterthur

